

Stefan Knobloch
Passau

Dekanatstag Frankfurt-Höchst
10.und 11. September 2010
„Nahe bei den Menschen“

Einführung

Der Dekanatstag in Frankfurt-Höchst steht unter dem Thema „Nahe bei den Menschen“. Ein Thema, zu dem mein Referat Impulse beisteuern soll. Wir spüren von Anfang an, dass die Betonung der Nähe zu den Menschen in einer unverkennbaren Spannung zu den Strukturreformen steht, die in der allernächsten Zeit nicht nur im Dekanat Frankfurt-Höchst, sondern im gesamten Bistum Limburg greifen sollen.

Die sieben Stadtteile Höchst, Griesheim, Nied, Sossenheim, Sindlingen, Zeilsheim und Unterliederbach sollen – so jedenfalls die Planung - in drei pastorale Räume aufgeteilt werden, nach der Vorgabe des Bischofs: „Die pastoralen Räume sind die Pfarreien der Zukunft.“ Die künftige Sozialgestalt des Dekanates Frankfurt-Höchst wird demnach nur noch aus drei Pfarreien bestehen.

Verschiedene Mängelerfahrungen machen nach Ansicht der Bischöfe die Strukturreformen notwendig; ob Notwendig, ist allerdings die andere Frage: Der Rückgang/der Mangel an Gläubigen, es gebe immer weniger Taufen, mehr Kirchaustritte, weniger Kirchenbesucher, weniger Ehrenamtliche, weniger Priester, weniger Hauptamtliche und weniger Finanzmittel. Hinzukomme, dass zu klein gewordene Pfarreien dazu neigten, ein allzu homogenes Binnenklima zu pflegen. Eine „Verkernung“ der so genannten Kerngemeinde habe stattgefunden, die nicht mehr die ganze Weite und Breite des christlichen Lebens abbilde. Die Seelsorge erreiche, nach dem Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen“¹, nur noch drei soziale Milieus, die Konservativen, die Traditionsverwurzelten und die Bürgerliche Mitte.

An diese Liste der Mängelerfahrungen ist allerdings sogleich die kritische Sonde anzulegen. Was soll sich an der Liste durch die Schaffung pastoraler Räume ändern, die man dann Pfarreien nennt? Trifft denn die These von den homogenen, zu klein gewordenen Pfarreien überhaupt zu? Wenn sie als homogen wahrgenommen wurden, lag das nicht vielleicht daran, dass man die Diversität und Buntheit in diesen Gemeinden nicht zur Kenntnis nehmen wollte? Sie durften nicht zu Wort kommen. Die Menschen wurden nicht als Subjekte ernstgenommen. Mit anderen Worten: Schon in den kleinen Gemeinden, von denen sich die Strukturreformen verabschieden, fehlte es vielfach an Nähe, an Verständnis für das Leben und die Glaubenssituation der Menschen. Wie aber soll dieses Defizit im pastoralen Großraum kompensiert werden? Und durch wen? Das ist die Frage.

¹ Medien-Dienstleistungsgesellschaft München, Religiöse und kirchliche Orientierungen, München 2006.

Mit Recht haben jüngst Erzbischof Ludwig Schick von Bamberg und Bischof Bode von Osnabrück darauf hingewiesen, dass es in der Kirche einen Kurswechsel brauche, der die Gemeinden offener mache für die in ihnen vorhandene Buntheit und Vielfalt des Lebens. Ein Kurswechsel, bei dem die Laien Verantwortung tragen und an Entscheidungen mitwirken, und dies nicht aufgrund angemessener Ansprüche, sondern aufgrund ihrer Mitgliedschaft im Gottesvolk. So träte vielleicht deutlicher zu Tage, dass heute weniger die christliche Botschaft als die Kirche in Misskredit geraten ist. Die mangelnde Nähe der Kirche zu den Menschen – das ist das Grundproblem, und es wird sich, so ist zu befürchten, durch die Strukturreformen, verschärfen

Ich gliedere die folgenden Überlegungen in vier Punkte. Im ersten Punkt soll es um die Limburger Zielsetzungen gehen und um Beobachtungen und Rückfragen dazu. Im zweiten Punkt wollen wir einen Blick auf die augenblickliche religiöse Großwetterlage in unserem Land werfen. Im dritten Punkt wird auf Abstriche am Kirchen- und Gemeindebild des Konzils als Leitbilder zu sprechen zu kommen sein, und im vierten und letzten Punkt sollen Konsequenzen angedeutet werden.

1. Die Limburger Zielsetzungen – Beobachtungen und Rückfragen

Die Limburger Strukturreformen verfolgen nach Bischof Tebartz-van Elst das Ziel, unter den veränderten Bedingungen von heute die Nähe der Kirche zu den Menschen neu zu entwickeln. Um dies ins Werk zu setzen, brauche es die „Bereitschaft zur Bewegung“. Bewegung, Mobilität ist schon lange ein Thema von Tebartz-van Elst, lange bevor er ins Bischofsamt berufen wurde.² Mobilität sei ein Zeichen der Zeit, dem die kirchlichen Strukturen Rechnung tragen müssten. In der Moderne habe sich das Leben von einer begrenzten Ortsbezogenheit auf die größeren Lebens- und Sozialräume verlagert. Die engen Grenzen zu klein gewordener und personell ausgedünnter Gemeinden müssten überschritten werden.

Tebartz-van Elst scheint damit schon im Jahr 2001 ernst machen zu wollen, doch bei genauerem Hinschauen kommen einem Zweifel. Sein Pastoralverständnis ließ sich damals nicht wirklich von der modernen Mobilität und den modernen Lebensverhältnissen herausfordern. Denn er schrieb 2001, theologisch stehe als erstes die Vergewisserung an, „wer wir als Kirche sind“,³ und erst dann folgte bei ihm die Aufforderung zur Analyse der Gegenwart, in der die Kirche ihr Kirche sein verwirklicht. Kirche sei „*zuerst* Gabe Gottes in der Wirkkraft und Lebendigkeit des Heiligen Geistes.“⁴ Dieser Satz nimmt sich wie das friedliche Arkadien aus. Die Kirche ist doch nicht *zuerst* in einer abstrakten Begrifflichkeit Gabe Gottes, um sich dann erst mit der modernen Gegenwart auseinander zu setzen. Anders herum wir ein Schuh daraus: Sie ist in dem Maße eine vom Heiligen Geist geleitete und geführte Kirche, in dem sie sich den Herausforderungen der Zeit stellt.

Ob sich konkret die Kirche von Limburg vom Geist Gottes leiten lässt und nicht im Gegenteil von sehr menschlichen Ängsten und Besorgnissen, das erweist sich exakt daran, ob sie in den veränderten Bedingungen von heute ein Zeichen der Zeit erkennt und in ihm den Anruf Gottes vernimmt. Die Versuchung ist groß, sich auf dem Polster des „*zuerst*“ –

² Vgl. Tebartz-van Elst, F.-P., Gemeinden verändern sich. Mobilität als pastorale Herausforderung, Würzburg 2001.

³ Tebartz-van Elst, F.-P., Gemeinden verändern sich, 7.

⁴ Tebartz-van Elst, F.-P., Gemeinden verändern sich, 47.

wir sind zuerst Gabe Gottes – auszuruhen. Das „*zuerst*“ ist aber kein Ruhepolster, es wird erst richtig verstanden, wenn es zur Sprungfeder hinein in die Herausforderungen der Zeit wird. Denn in ihrem Kontext soll die Kirche, nach der Kirchenkonstitution *Lumen gentium*, Zeichen und Werkzeug des Heiles werden (vgl. LG Art. 1).

Zwar spricht ein Positionspapier des Limburger Weihbischofs, Thomas Löhr, davon, *den Ausgangspunkt* der Strukturreformen bilde die Frage, wie der Glaube heute gelebt werden könne. Aber es wird nirgends die Frage gestellt, wie der Glaube heute gelebt wird, in welcher Distanz zu den Gemeinden und in welchen Schwundformen. Stattdessen ist die Rede von Kirchen, Kapellen, Gottesdiensten, Wort-Gottes-Feiern, Andachten und Gebetskreisen als „Orten des gelebten Glaubens“. Das mögen sie ja tatsächlich sein. Aber diese Verweise reichen heute nicht mehr aus, um die Frage zu beantworten, wo und wie der Glaube heute gelebt wird. Heute suchen die Menschen auch andere Orte. So drängt sich der Eindruck auf, dass die Frage nach der Möglichkeit, den Glauben zu leben, keineswegs den Ausgangspunkt der Limburger Strukturreformen bildet. Sie dient als Beschönigung. Sie bleibt als leitende Perspektive nicht weiter erkennbar. Stattdessen wird alles von der Programmatik beherrscht: *Die pastoralen Räume sind die Pfarreien der Zukunft*. Das ist die Vorgabe, die sich ihrer Implikationen und Folgen nicht sicher sein kann. Es ist nicht sicher, ob die Kirche durch die Strukturreformen nicht weiter von den Menschen weg rückt statt näher an sie und ihre Welt heranzurücken. Und deshalb ist es bedenklich zu hoffen, mit den jetzigen Reformen eine Regelung getroffen zu haben, die sich über Jahre bewährt. Was allenfalls Bestand haben dürfte, sind die strukturellen Maßnahmen. Und genau darin verrät die Bistumsleitung, dass sie in der Tat in erster Linie Strukturfragen im Auge hat und in Strukturfragen hängen bleibt, und nicht die Nähe zu den Menschen verfolgt.

2. Zur religiösen Großwetterlage

In diesem zweiten Punkt soll zuerst Bezug genommen werden auf die religiöse Situation im Dekanat Frankfurt-Höchst, wozu ja statistische Angaben des Ordinariates Limburg vorliegen. Sie zeigen die Entwicklung im Dekanat Frankfurt-Höchst in den letzten zwanzig Jahren von 1989 - 2009 auf. Im Dekanat Frankfurt-Höchst beträgt der Katholikinnen- und Katholikenanteil in 2009 26 Prozent. Er schwankt dabei zwischen 28 Prozent in St. Dionysius – St. Kilian und 22 Prozent in St. Josef. Mit 26 Prozent liegt er um gut vier Prozentpunkte niedriger als im Durchschnitt der Bundesrepublik. In den 27 Bistümern sank die Zahl der Katholiken erstmals, seit Beginn der Statistik im Jahr 1960, unter die Marke von 25 Millionen. Das entspricht einem Anteil von 30,5 Prozent der Wohnbevölkerung. Man beobachtet einen allgemeinen Rückgang beim Kirchgang, bei Taufen und Trauungen. Das zeigen auch die Zahlen im Dekanat Frankfurt-Höchst.

Nur darf man hier nicht in einem Zahlenfetischismus erstarren. Berücksichtigen wir an der Limburger Statistik lediglich die Zahl der Gottesdienstbesucher, der Erstkommunionen, der Trauungen und Taufen. Dann fällt auf, dass zwar die kirchlichen Trauungen erheblich zurückgegangen sind, von 103 in 1989 auf 25 in 2009, allerdings bei einem gleichzeitigen Rückgang der Katholiken um 8000. Bei den Taufen aber stellen wir einen erheblich geringeren Rückgang fest, nämlich von 246 in 1989 auf 121 in 2009. Was das bedeutet, ist zu bedenken. Dabei ist mit anzusetzen, worauf vor Jahren Erzbischof Schick von Bamberg hingewiesen hat, dass es nicht eine homogene, sondern eine vielschichtige und vielstufige Zugehörigkeit zu den Gemeinden gibt. Die Statistik aber erfasst lediglich

manifeste Daten, aber nicht die latenten und eher verborgenen Weisen der Zugehörigkeit. Was drückt sich denn darin aus, dass Taufen offenbar mehr geschätzt werden als Trauungen, um das einmal so schlicht auszudrücken? Das lässt eben auf eine Vielschichtigkeit und Vielstufigkeit der Zugehörigkeit zur Gemeinde schließen. Es gibt die englische Formel „believing without belonging“, das heißt, man glaubt, ohne dazu zu gehören. Manche meinen, sie transportiere keinen nennenswerten Gehalt. Aber das ist genau die Frage, ob sie nicht doch etwas Wertvolles transportiert! Anders gefragt: Geht es heute nicht mehr um eine Kirchenkrise, in die sich die Kirche, auch aufgrund eigener Maßnahmen, selbst hineinmanövriert, als um eine Glaubens- oder Gotteskrise? Ist womöglich die Glaubens- und Gotteskrise viel eher ein kirchliches Wahrnehmungsproblem als ein tatsächliches Problem zwischen Gott und Mensch bzw. zwischen Mensch und Gott?

Über die religiöse Situation in Deutschland gibt neuerdings der Trendmonitor „Religiöse Kommunikation 2010“ Aufschluss, der repräsentative Befragungen unter 2000 Katholikinnen und Katholiken vom Oktober und November 2009 vorstellt.⁵ Er unterscheidet 6 Typen von Katholiken. Der erste Typ sind mit 17 Prozent die „gläubigen Kirchennahen“. Sie bezeichnen sich als gläubige Mitglieder der Kirche und fühlen sich ihr eng verbunden. Den zweiten Typ bilden mit 37 Prozent die „der Kirche kritisch Verbundenen“. Beide Typen bezeichnen sich als religiöse Menschen, unterscheiden sich allerdings in der Häufigkeit des Kirchenbesuchs. Einen dritten Typ stellen mit 32 Prozent die „kirchlich Distanzierten“ dar. Sie fühlen sich als Christen, aber die Kirche bedeutet ihnen nicht viel. Den vierten Typ stellen mit 6 Prozent – wohlgermerkt unter befragten Katholiken – die „Nicht-Religiösen“ dar, die sagen, sie brauchen keine Religion. Der fünfte Typ mit 3 Prozent besteht aus den „Glaubensunsicheren“, die unsicher sind und nicht wissen, was sie glauben sollen. Der sechste Typ der „nicht-christlich Religiösen“ mit 5 Prozent sagt von sich, sie seien religiös, fühlten sich aber nicht als Christen.

Eine bunte Palette von Zugehörigkeitsformen, die wir hier nicht im Einzelnen kommentieren müssen. So viel aber fällt auf: Hinter diesen Zugehörigkeitsformen stehen Katholiken, die ihrer Kirchenmitgliedschaft nicht durch einen Kirchenaustritt ein Ende gemacht haben, auch nicht im Fall der Typen 3 bis 6. Die kirchlich Distanzierten, erst recht die Glaubensunsicheren, auch die, die sagen, sie brauchen die christliche Religion nicht, sind längst nicht fertig mit der religiösen Sinnsuche in ihrem Leben. Sie erfahren und erleben dabei die Kirche nur noch selten oder nicht mehr als Ort der Sinnstiftung. Sie nehmen jedoch die kirchlichen Dienstleistungen in Form der so genannten Kasualien, bei Beerdigungen, bei Taufen, bei Trauungen, gelegentlich in Anspruch. In der Kirche könne man Ereignisse des Lebens feiern. Das scheint mir ein wichtiger Anknüpfungspunkt zu sein. Vernachlässigt die Pastoral, auch die Theologie, die Biographien, das Auf und Ab der Lebensläufe der Menschen? Vor vielen Jahren bereits sprach der bekannte Theologe J. B. Metz von den „kaum entzifferbaren religiösen Erfahrungen“⁶ im alltäglichen langweiligen normalen Leben der Menschen. Und er scheute sich nicht, den theologisch gefüllten Begriff des Geheimnisses nicht nur auf Gott, sondern auch auf den Menschen zu beziehen: „’Geheimnis’ ist ein Grund- und Schlüsselwort der ... Dogmatik. In ihm ist beides, der Begriff des unbegreiflichen Gottes und die Erfahrung des sich selbst in diese

⁵ Vgl. Ebertz, M. N., Wie kommunizieren die Katholiken? Der neueste Trendmonitor zeigt wachsende Gräben, in: Herder Korrespondenz 64 (2010) Heft 7 344-348.

⁶ Metz, J. B., Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz 1984, 197.

Unbegreiflichkeit hinein entzogenen Menschen beziehungsreich zusammengeschlossen.“⁷ Einen ganz ähnlichen Gedanken hatte die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* in Artikel 22 formuliert: Der Sohn Gottes habe sich „in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt“.

Vor diesem Hintergrund ist pastorale Nähe zu den Menschen angesagt, weil Gott in ihrer Nähe ist. Und es ist kontraproduktiv, wenn sich die kirchliche Planung faktisch aus der Fläche zurückzieht. Die Zielsetzung des Bistums Limburg, pastorale Räume von einer Größe von 20.000 Mitgliedern zu schaffen – die jetzigen Räume seien noch zu klein –, droht zur Versteppung von Gemeinden zu führen, von Gemeinden, die – füge ich hinzu – vielfach lebensfähig sind, aber von der Bistumsleitung für nicht mehr lebensfähig erklärt werden. Damit stehen wir vor unserem dritten Punkt.

3. Abstriche am Kirchen- und Gemeindebild des Konzils als Leitbilder

In diesem Punkt könnte man „ein riesiges Fass aufmachen“, was hier freilich unterbleiben muss. Was aber ansteht, ist, die Prämissen, die Voraussetzungen der Limburger Strukturreformen – und nicht nur der Limburger – am Kirchen- und Gemeindeverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils zu messen. Das Konzil liegt ja nun schon über 40 Jahre zurück, und es gibt Tendenzen, es in seinem Gesamtwert herunterzustufen, indem man sagt, das Konzil habe keine Dogmen verkündet. Es sei lediglich ein Pastoralkonzil gewesen, das glaubensmäßig keine letzte Verbindlichkeit habe. Dabei war es gerade so, dass das Konzil ein starres Dogmenverständnis überwand und in der pastoralen Ausrichtung der gesamten Kirche, des gesamten Gottesvolkes, gewissermaßen sein Grunddogma fand. Der Artikel 1 der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* ist dafür ein sprechender Beweis: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ Das ist das Grundprogramm. Kommt das im kirchlichen Handeln hinreichend zum Ausdruck? Ist das das Motiv der Schaffung großer pastoraler Räume? Die Nähe zu den Menschen? Zu ihren Freuden und Hoffnungen? Zu ihrer Trauer und ihrer Angst? Und ist es ein Richtmaß der kommenden pastoralen Räume, dass in ihnen das wahrhaft Menschliche stets seinen Widerhall findet?

Dieses programmatische Kirchen- und Gemeindeverständnis gründet auf der Einsicht, dass die Kirche als Volk Gottes Zeichen des Heiles Gottes ist. Darauf hat der Kommentar von Friedrich Wulf zu Artikel 2 des Dekrets über Dienst und Leben der Priester im Begriff des gemeinsamen Priestertums einen eindeutigen Akzent gesetzt: „Das grundlegende Priestertum *in* der Kirche (ist) das Priestertum *der* Kirche, das ganzen Gottesvolkes.“⁸ Orientieren sich daran die neuen pastoralen Räume? Orientieren sie sich am Gottesvolk? Sie orientieren sich an der Zahl der noch vorhandenen und einsatzfähigen Priester. Dass diese dann notgedrungen zu Pendlern und Managern im Großraum werden, nimmt dann nicht wunder.

Überhaupt stellt man seit einiger Zeit eine vermehrte Hervorhebung der Rolle der Priester fest. Sie seien die bestellten Zeugen des Glaubens, was sich bei ihnen bis in die Kleidung ausdrücken müsse. Dabei sollen doch auch die Laien Zeugen des Glaubens und Zeugen

⁷ Metz, J. B., *Glaube in Geschichte und Gesellschaft*, 202.

⁸ Kommentar zu Artikel 2 des Dekrets über Dienst und Leben der Priester „*Presbyterorum Ordinis*“.

Gottes sein, was bei ihnen aber keine besondere Kleidung vorauszusetzen scheint.⁹ Es scheint nur ein unbedeutendes Detail zu sein, aber es ist mehr: Das Priesterbild rückt heute wieder hinter das Konzil zurück. Im gleichen Maß werden, wenn ich es grob formulieren darf, den Laien die Flügel gestutzt. Auf der einen Seite zeigen die Laien, zumal im neuen ZdK-Präsidenten Alois Glück, ihre Bereitschaft, mitzuwirken, dass die Kirche an Lebenskraft, an Strahlkraft und Anziehungskraft gewinne, auf der anderen Seite werden sie von Bischöfen in die Schranken gewiesen. So war Tebartz-van Elst am 7. August im Feuilleton der FAZ zu vernehmen: „Die Aufgabe des ZdK besteht nicht darin, über Fragen der Lehre des Glaubens oder der Struktur der Kirche zu befinden. Es ist für die Erneuerung der Kirche nicht gut, wenn führende Persönlichkeiten und Gremien den Eindruck hinterlassen, das ZdK sei eine interne Gegenöffentlichkeit zur verfassten Kirche.“¹⁰ Es ist mehr als bedenklich, wenn ein Bischof Gottes-Volk-interne plurale Ansichten und Meinungen, die in Verantwortung geäußert und vorgetragen werden, als eine sich gewissermaßen nicht geziemende Gegenöffentlichkeit abstempelt. Das lässt auf einen Amts- und episkopalen Autoritätsstil schließen, der mit den heutigen Entwicklungen in der Kirche, in den Gemeinden, nicht mehr Schritt hält. Der vor allem nicht konzilsgemäß ist!

Die hier in der Tat nur cursorisch angedeuteten Abstriche am Kirchen- und Gemeindeverständnis des Konzils sind ein Klotz am Bein der geplanten bzw. vollzogenen pastoralen Strukturreformen der Bischöfe.

4. Konsequenzen - Ermutigungen

Was ergibt sich aus den vorangegangenen Überlegungen an Konsequenzen und Ermutigungen, auch an Einsichten? Vier Punkte seien genannt.

4.1 Auf Strukturen allein, auch auf neue Strukturreformen ist kein Verlass. Auf die programmatische Vorgabe, die pastoralen Räume sind die Pfarreien der Zukunft, ist kein Verlass. Kein Verlass im Sinn einer Verbesserung der pastoralen Gesamtlage. Zumal dann nicht, wenn eine Diözesanleitung den Bedenken der kirchlichen Basis gegenüber verschlossen bleibt. Aber was heißt in der Kirche eigentlich „Basis“, wenn alle Volk Gottes sind? Wenn alle durch Taufe, Firmung und Eucharistie als Volk Gottes ermächtigt sind? Durch Sakramente, die die Grundlage weiterer Sakramente bilden, einschließlich des ordo, des kirchlichen Amtes? Kirchliche Entscheidungen gewinnen heute ihre Plausibilität aus „demokratisch“ zu nennenden Entscheidungsprozessen und nicht aufgrund der formalen Autorität eines Bischofs. Der Hinweis in dem Positionspapier von Thomas Löhr, „dass von Anfang an klar ist, dass die Entscheidung durch den Bischof fällt“, wirkt deshalb demotivierend. Ein Bischof vergibt sich nichts an Autorität, wenn er ortsbezogene Entscheidungen der Basis „ratifiziert“. Darin übt er nicht weniger als seine Entscheidungskompetenz aus und stärkt so sogar seine Autorität. Um aber auch das andere klar zu sagen: Dass auf Strukturen allein kein Verlass ist, das gilt auch für von der Basis vorgeschlagene Strukturkonzepte, wenn diese, die Basis, dabei alle Hoffnungen nur auf die Strukturen setzte.

⁹ Vgl. Greshake, G., Was hat es gebracht? Ein kritischer Rückblick zum Priesterjahr, in: Herder Korrespondenz 64 (2010) Heft 7 375-377; hier 376.

¹⁰ Zitiert nach Hintermeier, H., Im Land der Mutlosen, in FAZ, 7. August 2010, 38.

4.2 Eine markante Forderung des Konzils lautete, die Zeichen der Zeit wahrzunehmen und zu deuten. *Gaudium et spes* Art. 4 betont die allgemeine Pflicht, „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten.“ Das Dekret über Dienst und Leben der Priester hebt darüber hinaus hervor, dass diese Aufgabe eine von Priestern und Laien gemeinsam zu übernehmende Aufgabe ist (PO Art. 9). Das hat Tebartz-van Elst mit seinem Einspruch nicht bedacht, das ZdK bzw. die Laien hätten über Fragen der Lehre des Glaubens oder der Struktur der Kirche nicht zu befinden. Die Zeichen der Zeit aber erfasst man nicht schon dann, wenn man lediglich zur theoretischen Einsicht einer eigentlich notwendigen Maßnahme kommt. Noch weniger, wenn man eine solche Einsicht zwar zu gewinnen beginnt, sie aber nur hinter vorgehaltener Hand ventiliert und nie als Tagesordnungspunkt auf die kirchliche Agenda setzt. Die Zeichen der Zeit erhalten ihre volle Bedeutung erst dann, wenn sie zu wirkmächtigen, die Praxis der Kirche verändernden Zeichen werden.¹¹ Davon aber sind die derzeitigen Maßnahmen der pastoralen Strukturreformen, die Schaffung pastoraler Räume, weit entfernt.

Ein Zeichen der Zeit sind heute sicher die pluralen Lebensentwürfe der Menschen, die auf dem Weg der Sinnsuche und Selbstfindung dies und das ausprobieren, verwerfen und wieder ausprobieren. Diese Dynamik des Lebens, die gewiss ein Reflex auf die pluralen Einflüsse aus dem größeren Sozialraum ist, ruft heute nach einem Verarbeitungsraum, nach einem Begegnungsraum, für den sich die *örtliche stabile Nähe einer Ortsgemeinde* anbietet. Natürlich nur dann, wenn in ihr die Vielschichtigkeit und Vielstufigkeit der Gemeindezugehörigkeit zur Geltung kommen dürfen. Wenn in ihr das Suchen und Fragen der Menschen Platz haben, und nicht das Diktat verordneter Interessen, verordneten Engagements und verordneter Ausrichtung alles andere überdeckt. Das authentische Leben, das ein suchendes, fragendes, auf Distanz gehendes und wieder Nähe suchendes Leben ist, kommt freilich schon in den bisherigen Ortsgemeinden zu wenig zum Zug. Um wie viel mehr erst, so ist zu befürchten, in den pastoralen Räumen! Dann aber wird das kirchliche Leben unauthentisch, erstarrt die Verkündigung zu einem Klischee, wird die Seelsorge floskelhaft und büßt das Gemeindeleben im Großraum seine Vitalität ein.¹²

4.3 Bischof Tebartz-van Elst hat an einer Stelle in dem schon erwähnten Feuilletonbeitrag der FAZ etwas im Ansatz Richtiges gesagt: „Die Zukunft der Kirche ist nicht nur hauptamtlich, sondern sie wird sich auf das, was am Anfang der Kirche war, stützen – auf sehr viel ehrenamtliches Engagement.“¹³ Der Nachsatz darf zunächst außer Betracht bleiben. Er lautete: „Es wird ein Dienst sein, der eine intensive Förderung und Begleitung durch die Kirche braucht.“ Was an diesem Satz allerdings gallig aufstößt, ist die Tatsache, dass das Ehrenamt „durch die Kirche“ gefördert werden müsse. Vergisst der Bischof, dass das Ehrenamt in der Kirche, jenseits allen Förderungsbedarfs, von vornherein kirchliches Handeln ist? In ihm handeln getaufte und gefirmte Christinnen und Christen, die Kirche sind. Wenn der Bischof sagt, sie müssten *von der Kirche* gefördert werden, ist das zumindest eine gedankenlose Sprechweise, die nicht von ungefähr kommt und die Kirche, gewollt oder ungewollt, mehr mit dem Amt als mit dem Volk Gottes verbindet.

¹¹ Vgl. Hünemann, P., Zur theologischen Arbeit am Beginn des dritten Millenniums, in: ders., Das Zweite Vatikanische Konzil und die Zeichen der Zeit heute, Freiburg Basel Wien 2006, 569-593; hier 589.

¹² Vgl. Neubert-Stegemann, R., Zur Aktualität der Pastoralpsychologie. Politische Herausforderungen, theologische Aufgaben, in: Wege zum Menschen 60 (2008) 65-73; hier 67.

¹³ Hintermeier, H., Im Land der Mutlosen, 38.

Trotz allem ist seine Feststellung richtig, dass die Zukunft der Kirche nicht nur hauptamtlich, sondern vor allem ehrenamtlich sein wird. Dabei muss man aber zwei Ebenen von Ehrenamt unterscheiden. Im Rahmen der Strukturreformen denkt eine Diözesanleitung beim Ehrenamt hauptsächlich an Aufgaben und Funktionen, die die dünner besetzten Hauptamtlichenstellen auffüllen. Sie sind ohne Frage wichtig und unerlässlich. Und dieser Personenkreis wird in den pastoralen Leerräumen die Kirche „vor Ort“ vertreten.

Man sollte aber auf der anderen Seite beim ehrenamtlichen Engagement auch an spontane, eigenverantwortlich initiierte Formen einer intensiven Pastoral denken. Wobei ich das Folgende exakt als „Pastoral“ identifiziere: Zum Beispiel Menschen, die sich auf der Beziehungsebene vor Ort einbringen. Die eine gute Art haben, anderen zuzuhören. Die anderen Trost spenden, anderen beistehen, anderen raten können. Vielleicht waren sie in beratenden Berufen tätig. Menschen, die Not sehen und zupacken. Sei es in Hartz IV-Familien, in Familien mit Migrationshintergrund, sei es bei Alleinerziehenden, bei Arbeitslosigkeit, bei Armuts-, Alkohol- oder Drogenproblemen, sei es in einfacher Nachbarschaftshilfe. Das mag illusionär klingen, aber im Entdecken, im Wahrnehmen von Menschen, die im Alltag unbeachtet und unsichtbar bleiben, fängt die Sichtbarkeit Gottes an. Je mehr Menschen im Ruhestand ihre lebensmäßig und berufsmäßig erworbenen Fähigkeiten vor Ort einbringen, sich dabei kurzzeitig vernetzen usw., um so mehr kommt vor Ort der Anspruch zur Geltung, dass Freude und Hoffnung, Trauer und Angst, besonders der Armen und Bedrückten aller Art, auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi sind.

Dabei geht es nicht um „Keilarbeit“ und darum, die Menschen zu vereinnahmen. Wenn aber das Leben vor Ort durch Beziehungspflege mehr Lebensgeschmack, mehr Menschennähe atmet, mehr Brücken zueinander sucht, dann entsteht ein Klima des Lebens, der Offenheit, der Freiheit. Ein Klima, in dem Lebensvertrauen, ja auch Glaube wachsen kann, ohne wachsen zu müssen.

Die Kirche der Zukunft wird wesentlich ehrenamtlich sein. Wie sie es, so sagte Bischof Tebartz-van Elst, an ihrem Beginn war. Aber wie war es am Beginn?¹⁴ Da war die „Doppelstruktur“ von Amt und Ehrenamt vollkommen unbekannt. Eine paulinische Gemeinde hätte mit beiden Begriffen nichts anfangen können. In den Gemeinden von Thessalonich oder Korinth zum Beispiel hatten bestimmte Frauen und Männer Gemeindefunktionen übernommen, und Paulus hatte sie anerkannt, nicht weil sie von einer Autorität eingesetzt gewesen wären oder eine Amtsgewalt verliehen bekommen hätten. Paulus anerkannte sie, weil sie gemeindliche Arbeit leisteten. „Ehrenamtliche Arbeit“, würden wir heute sagen. Und daraus entwickelten sich allmählich Amtsstrukturen. Vielleicht sind wir heute an dem Punkt einer von Gott – Zeichen der Zeit – initiierten Rückentwicklung im Sinne einer Weiterentwicklung angelangt. An dem Punkt nämlich, dass wir wieder erkennen, dass nicht das Amt, nicht der Priesterstand, sondern der Laienstand die ursprüngliche Weise des Christseins ist. Die heutigen Entwicklungen stoßen uns darauf, dass im Neuen Testament nicht der Leiter, sondern die Gemeinde im Zentrum stand. In einer Auflistung der Charismen, der der Gemeinde gegebenen Gaben, steht in 1 Kor 12,28 das Charisma der Leitung an vorletzter Stelle. Voraus gehen die Gaben zu lehren, Kranke zu heilen, zu helfen usw. Daran müssen wir heute wieder

¹⁴ Vgl. Sobrino, J., Die Grundlage eines jeden Amtes. Dienst an den Armen und Opfern in einer geteilten Welt, in: Concilium 46 (2010) 4-15.

anknüpfen, indem wir das so genannte ehrenamtliche Engagement zum tragenden Prinzip zukünftiger Gemeindearbeit machen.

Mit diesen Überlegungen soll keine lebensfremde ideale Soße über die eher traurige Alltagswirklichkeit gegossen werden, sondern an das ungenutzte, bisweilen auch frustrierte Potential von Christinnen und Christen erinnert werden, die sich auf der einen Seite etwas zutrauen, Phantasie haben und auf der anderen Seite als „nur Laien“ das Gefühl nicht los werden, dass sie nicht gefragt sind. Diese niederschwellige ortshafte Ehrenamtlichkeit bedarf keiner „Beauftragung von oben“;¹⁵ sie würde Laien gewissermaßen nur demotivieren, indem ihnen etwas bischöflich zugesprochen und von oben verliehen wird, was sie von sich aus aufgrund ihrer eigenen Charismen als Christen ohnehin schon besitzen.

4.4 Am Ende stehe eine Ermutigung, die das Ganze tragen soll. In eine Frage gekleidet: Wen meinen wir eigentlich, wenn sich dieser Dekanatstag das Thema gegeben hat: Nahe bei den Menschen? Wer oder was soll da nahe bei den Menschen sein? Unsere Pastoral? Die Kirche? Die Gemeinde? Die Hauptamtlichen? Die Ehrenamtlichen? Sie alle, ja. Aber sie sollen dies dadurch sein, dass sie Zeugen dafür sind, dass *die Welt der Raum der Gegenwart Gottes ist*. Nicht erst die Kirche ist der Raum der Gegenwart Gottes. Kirche, Gemeinde sind das Zeichen, dass die Welt der Raum der Gegenwart Gottes ist. Gott hat sich - bei all seiner Jenseitigkeit, bei all seiner Transzendenz - an die säkulare Welt gebunden. Dabei sieht seine Gegenwart im Raum der Welt wie seine vermeintliche Abwesenheit aus. Er ist aber in seiner vermeintlichen Abwesenheit präsent. Präsent nicht nur in uns, den Gläubigen, präsent nicht nur in allen sechs Typen der Kirchengemeinschaft. Er ist präsent im Menschen generell, nach der Aussage der Pastoralkonstitution, dass sich der Sohn Gottes „in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt hat.“

Das ist die Grundlage. Sie muss zur leitenden Perspektive werden. In der Ortshaftigkeit der Gemeinde wie im pastoralen Raum. Wo mag es besser gelingen?

¹⁵ Siehe das Positionspapier von Weihbischof Thomas Lühr, Nr. 25.